Lou.

Von Alexander Baron von Roberts.

(8. Fortsetzung.)

„Nein, wir wollen ja gerade die Kinder lachen sehen," wehrte Mira, und sie drängte Lou auf ein paar Stühle mitten in den dichtgeschaarten Kinderhaufen hinein.

Welch einen Aufruhr gab das bei den Kindern! Machte doch ihre von der Erwartung des Schauspiels gespannte Phantasie in Miras leuchtender und rauschender Erscheinung eine Art Abgesandte aus der Feenwelt erblicken. Und dort saß ein leibhaftiger Mohr mitten zwischen ihnen — was bedurfte es noch eines Guignols?

Alle die kleinen Köpfchen waren mit großerstaunten Augen nach ihnen hingerichtet, und auf den Stühlen drängte man sich zusammen, um besser zu sehen; einige stiegen gar auf die Sitze. Im Eifer des Schauens bewegten sich die rothen Zungen zwischen den frischen herzförmigen Lippen.

Neben Lou aber saß ein kleines Mädchen, das sich fürchtete und den Platz verließ; einige größere lachten es aus. „Er beißt nicht! Er beißt ja gar nicht — er ist ganz zahm!" ging es wie zur Beruhigung durch die tuschelnden, wispernden Reihen.

Ein Knabe mit zwei schwarzfunkelnden Perlaugen faßte sich Muth und reichte Lou die Hand. Nun wollten auch die andern nicht zurückbleiben, jedes mußte seine Hand haben. Es gab ein Drängen und Krabbeln zwischen den Stühlen.

Lou lächelte, wie die kleinen zarten Rosahändchen im Wettstreite um seine große, harte, braune Hand bemüht waren. Dabei wurden seine Zähne sichtbar.

„Mama, die Zähne!" rief eines ängstlich. „Welche Zähne! O, welche Zähne!" Es war ein Staunen auf allen Gesichtchen, in das sich auch ein wenig Furcht mischte.

Da klingelte Guignol zum Beginne der Komödie; flugs fuhren all die Köpfchen herum.

„Lou, Du wirst Deinen Zylinder abnehmen müssen, sie sehen nichts da hinten," sagte Mira.

Nun begann die Harlekinade; bald theilte Guignol die ersten Schläge aus, klipp—klapp! klipp—klapp! mit seinem graufam dicken Knüppel auf die harten, stierblickenden Holzköfe der Puppen. Und das erste Lachen wirbelte wie ein Lerchenjubel in die sonnige Aprilluft empor.

Ah, es that so wohl, zu lachen....

Mira freute sich wie ein Kind; an den stärksten Stellen stieß sie Lou an, daß er doch auch tüchtig mitlachen sollte. Das that er ja auch — wirklich, hier fühlte er sich heimisch, ein Kind unter den Kindern.

Zuweilen drehten sich einzelne Köpfchen herum, um nach Lous weißglänzenden Zähnen zu schauen. Und das ungeheure Grinsen dieser Zähne reizte sie, daß sie immer lauter lachen mußten.

Es war ein köstlicher Chor von allerlei hellen und hellsten Stimmchen, zwitschernd wie die Vögelein klang es, gell anschlagend mit feinen Noten wie Silberglocken, dazwischen die gröberen Töne der Bonnen. Miras köstliche Koloraturen aber fuhren von Zeit zu Zeit wie ein losgelassener Springbrunnen aus der allgemeinen Lust empor.

Es ging eine so weiche Luft, schmeichelnd strich sie über die rothgelachten Gesichtchen, die Federn und Bänder auf den Hütchen bewegend. Durch das leichtgewiegte Laub der Bäume drang das Gefunkel des Sonnenscheines, es war wie eine Schaar von goldigen Schmetterlingen, die über das bunte Gewimmel des kleinen Publikums dahinhuschte.

Ach, welch eine Seligkeit, wieder ein Kind zu sein!

Eine ganz dumme Geschichte war es, die dort auf dem kleinen Theater zur Handlung kam, man verstand nicht gerade viel davon. Unter andern war da ein Marquis mit einem Dreimaster, der in eine kuriose Liebe zu einem steifbrokatenen Fräulein verwickelt war. Das Fräulein verwies ihm seine Liebe mit eckigen Gebärden. Er schwor, daß er sich todtschießen wollte. Gut, das dürfte er!

Bald darauf gab es hinter der Kouliffe einen Miniaturschuß, nur ein Zündhütchen, das man losschlug. Der Marquis hätte sich todtgeschossen, hieß es. Guignol aber fuhr lachend herein: der Marquis würde wohl wieder aufwachen, er hätte ihm heimlich das Pulver aus der Pistole entfernt. Wenn er nicht am Schreck stürbe, so ginge alles gut.

Was war denn Mira, daß ihr Lachen ermattete und daß nun nach und nach die letzte Spur eines Lächelns auf ihren Mienen erblaßte?

Als der Schuß losging, schreckte sie zusammen, das war ja nicht ungewöhnlich; aber bei der nächsten Prügelszene, die Guignol anrichtete, preßte sie nur ein paar ganz kurze nervöse Lachtöne hervor. Dann saß sie stumm, starrte mit gedankenschweren, fast angsterfüllten Augen nach der Bühne. Und plötzlich, während des vollsten Jubels, erhob sie sich. Mit einer letzten Anstrengung zum Lächeln winkte sie ihrem Begleiter, daß er mitkommen sollte.

Von dem bestürzten Lou gefolgt, stürmte sie auf ihren Wagen zu; dem Kutscher befahl sie, zu fahren, gleichgiltig wohin — nur loszufahren.

Zurückgelehnt in die eine Ecke des Wagens lag sie, in dem Pfühl ihrer eigenen Haare. Mit den Wimpern der halbgesenkten Augenlider hielt sie die Blicke verschleiert, daß von dem eigenthümlich scharfen Sprühfeuer nichts nach außen dränge. Um ihre kleine Nase zuckte es in feinen Linien; zuweilen raffte sie den Fächer, den sie zum Schutze gegen die linde Frühjahrssonne an die Schläfe hielt, mit einer krampfhaften Bewegung zusammen und tappte damit in schnellen Takten auf ihren Schoß.

Sie fuhren die Champs-Elysées und die Avenue der Kaiserin entlang zum Boulogner Holz. Nach dem Wagen wurde oft gegrüßt, Mira schien das nicht zu bemerken; und kein Wort der Unterhaltung.

Endlich, als der Wagen in eine entlegene Allee des Waldes einbog, wo der Horizont in größerer Weite sich öffnete, warf sie eine Bemerkung hin.

„Lou, Du hast Deinen Moussou sehr gern gehabt?"

Es war nur wenig von einer Frage in diesen Worten — denn das wußte sie ja doch — sie hatte ja vor Jahren seine Anhänglichkeit an den Marquis kennen gelernt.

„Ich habe eine gekannt, die ihn auch sehr gern hatte."

Klanglos kam es heraus, fast gleichgültig; ihre halben Augen hatten einen leeren Ausdruck.

Lou bewegte sich befremdet von seinem Sitze empor.

„Das Weib, das ihn in den Tod getrieben, Lou...."

Langsam öffnete sie ihren Fächer und schloß ihn wieder. Lous weitgespannte Augen fühlte sie auf sich gewendet, aber noch gab sie ihm keinen Blick.

„Verstehst Du wohl, jene, die ihn in den Tod getrieben...." wiederholte sie sehr langsam, mit wachsendem Nachdrucke.

Dann ruckte sie das Köpfchen weiter nach hinten, und die Augen noch höher ins Himmelblau gerichtet, fragte sie in erzwungener Ruhe: „Nun, Lou, was würdest Du wohl mit jener anfangen, wenn Du ihrer habhaft würdest?"

Von Lou kam kein Wort.

Es war still, nur das Knirschen der Räder, und das einförmige Stapfen der Pferdehufe.

„Nun, Lou?"

Plötzlich fuhr sie herum und die Flammen ihrer Augen fachten auf ihn los.

„Nicht wahr, Lou," rief sie mit bebend erregter Stimme, „Du würdest Deinen todten Moussou an ihr rächen? Würdest sie umbringen? Mit Deinen Händen erwürgen? Oder ihr die Gurgel zerbeißen mit Deinen Zähnen, wie? — Ah, Lou, Du thätest es nicht...."

Es war wie eine Wildheit, die sie ihm plötzlich aufgestachelt, mit dem heißen Klang ihrer Stimme und mit ihren Augenflammen.

Ja — ja — ja! — gewiß thäte er es!

Es war eine solche Entschlossenheit in dem Nicken seines Kopfes und in dem Blitzen seiner dunkeln Blicke, daß sie einen ganz leichten Schauer nicht unterdrücken konnte.

Und wieder von ihm abgekehrt, ihre Hand, die leise zitterte, auf die seine legend: „Du bist ein guter Bursch, Lou! Du bist besser als wir andern...."

Was sollte das alles? Was wollte sie?

Eine Weile wieder völliges Schweigen.

Dann begann sie in der gleichgültig scheinenden Art, mit der man Tagesneuigkeiten abthut, ohne ihn ferner anzusehen: „Ich habe sie sehr gut gekannt — noch kenne ich sie. Sie hatte ihn geliebt — sie glaubte es, sie schwor es; sie wußte nicht anders, als daß es Liebe sei. Pariser Liebe — mein Gott, eine ganz aparte Art, ein so infam nervöses Ding von Liebe: das Klingeln von ein paar Goldstücken — und weg ist sie! Das Blitzen eines Brillanten — sofort ist sie hin!"

Und mit einem schwer aushauchenden Seufzer: „Man soll sie nicht ganz verdammen — nein, man darf sie nicht ganz verdammen! Sie hatte nie von einer andern Liebe gehört — was wollte man von ihr verlangen? Kann man aus seiner eigenen Haut heraus? — Es war ein Unglück, daß er dagegen an einer ganz andern Liebe litt — ja er litt daran, er machte Verse, Dein Moussou, er ging gerne in den Wolken promeniren.

„Siehst Du, mein Freund Lou, eine ganz dumme Geschichte. Wenn der Guignol sie so aufführte, wie sie ist, er würde sich blamiren. — Ihr Glück hatte nicht gar lange gedauert. Ein außerordentlich kostbares Glück für Deinen Moussou — es stürzte ihn in Schulden, es ruinirte ihn. Er hätte noch rechtzeitig Einhalt thun sollen, aber nein, seine Liebe war blind und taub.

„Aber die ihre war so schrecklich hell bei Sinnen. Da sagte er eines Tages: ich bin ein Bettler, aber einerlei, Du liebst mich, ich liebe Dich. Arbeiten wollte er, ein neues Leben beginnen. Es hörte sich gut und lieb an, wie in einem Roman.

„Ja, sie wollte ihm treu sein, gelobte sie ihm — es gab viel Thränen.

„Sie wollte es, beim heiligen Gott, sie wollte es! Man muß sie nicht ganz verachten! Es war aber ein so fürchterlicher Durst in ihr — ein Durst nach allem, was schön, was glänzend und prächtig — nach allem, was einen Namen hat, was glitzert und klingt und duftet....

„Nein, sie fühlte sich nicht stark genug, den Durst zu ertragen. Konnte sie ihn denn nicht jeden Augenblick befriedigen? Welch ein Schwärmer war er auch, daß er an eine Pariser Treue glauben konnte?

„Wie gesagt, eine lächerlich einfache Geschichte. In einer fremden Equipage mit einem fremden Herrn überraschte er sie einst im Boulogner Holz. Man hatte sie überrumpelt mit dem Seidenglanz der Polsterung und den Goldborten der Livree, sie hatte nicht widerstehen können. Vielleicht sah er mit seiner Phantasie mehr, als dahinter war. Er sah zu sehr mit dem Herzen, Dein guter Moussou. War eben ein unverbesserlicher Schwärmer. Nahm sich also die Entdeckung zu Herzen, griff zur Pistole und setzte sich die an die Brust.

„Sagte ihr nicht einmal, daß er sich todtschießen wollte. Und sie gab ihm auch die Erlaubniß nicht dazu, wie ein Guignol. Er war so schrecklich vorreilig — er hätte doch warten sollen — vielleicht hätte sie sich besonnen — vielleicht, daß sie sich noch zu der andern, zu seiner Art von Liebe bekehrt....

„Nein, nein, nein!" wehrte Mira mit dem Fächer, „nein, nein, nein...." und heftig wiegte das Köpfchen hin und her.

„Ich weiß, sie hätte es doch nicht gethan! Der Durst war zu groß! Ah, viel zu groß war der Durst...."

Es war, als wollte sie sich selbst beruhigen mit ihrem „Nein, nein!" Noch immer stieß sie es heraus, jetzt leise für sich hinhauchend.

Dann wieder eine Stille. In das Rollen des Waagens hinein zwitscherten und zirpten die Vögel des Waldwerkes; ganz von fern, aus den lauschigen Laubgängen klangen einzelne ihrer vollen, sehnsüchtig lockenden Stimmen. Es war sehr einsam hier.

Und plötzlich, wie erschaudernd vor dieser Einsamkeit, befahl sie, umzukehren. Laut befahl sie's, als sollte der herrische Ton jeden andern Gedanken hinwegweisen.

Nach einer Weile streifte sie mit einem kurzen Blicke Lous noch immer verdutzt horchende Auoen — da spielte ein wehmüthig mitleidiges Lächeln über ihre Züge.

„Ich glaube gar, Du hast nicht einmal viel von dem allen verstanden, guter Lou? Nun, desto besser. Man lernt so allerlei schöne gedrechselte Worte auf dem Theater, nachher wird man sie nicht mehr los."

Und nun keine Silbe mehr bis zu ihrer Wohnung.

In sich versunken saß sie, schweigsam wie ein Marmorbildniß; hin und wieder beantwortete sie die Grüße der vorüberfahrenden Bekannten mit einem kaum bemerkbaren, fast hochmüthigen Nicken.

Ein frischer Wind wehte ihnen entgegen, als sie die Champs-Elysées hinabfuhren. Das Feder- und Spitzenwerk auf ihrem Hute flitterte zugleich mit dem feinen goldenen Wildhaar ihres Nackens. Sie hielt das vibrirende Näschen scharf gegen den Wind, und ihre Augen blinzelten in dem Wehen; zuweilen öffnete sie die Lippen und mit tiefen seufzerartigen Zügen schlürfte sie die erquickende Frische ein. —

Kurz vor dem Diner stand Lou am Fenster des Salons, die Stirne gegen die kühlende Scheibe gepreßt. Wüst stürmten ihm die Gedanken, hatte er doch von Miras Bekenntniß nur die Hälfte verstanden.

Wer war jene Unselige gewesen? Und warum hatte er denn damals nichts gemerkt?

Scharf wie der Riß eines Dolches fuhr es ihm durch die Seele: ach, daß er damals seinen Moussou nicht rächen gedurft? Wie hatte Mira doch gesagt: würdest Du sie erwürgen mit Deinen Händen, Lou?

Ja, ja, ja! — diese Hände krampften sich in einer plötzlichen Wuth zusammen. — Ja, er würde sie erwürgen! Jetzt noch! Gleich! Wo ist sie? Er wollte Mira fragen; sie mußte ihm ganz Genaues über die Verbrecherin mittheilen. . . .

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter — ihre, Miras Hand — leise, fast gaghaft tastend. Er fuhr herum.

„Bleib!" hauchte sie hin, mit gesenkten Blicken. Sie war so blaß. Nur die Augen schienen geröthet — hatte sie geweint?

Nun, mit einer kinderhaft hilflosen Bewegung senkte sie ihr Köpfchen an seine Schulter.

Stille dann, nur das laute Hämmern seines Herzens.

„Ach, Lou — Lou — Lou . . ."

Durch dies Hämmern hörte er's — sein Name wie in einer Klage, wie in einer rührenden Bitte von ihren Lippen geflüstert.

Langsam wiegte sie das Köpfchen an seiner Schulter, langsam, daß die halbentfesselten Haare auf ihrem Nacken mit schweren Lasten hinüber und herüber rollten.

„Ach, Lou, Lou.... Lou...."

Es that ihr so wohl. Welch eine Erlösung, den Namen so zu wiederholen!

Er wußte nicht, wie ihm wurde; sein Athem stand still, alle Fibern in ihm lauschten auf ihr flehendes „Lou" — nicht mit einer Wimper wagte er zu zucken, daß nicht alles, wie es geschah, sofort wie ein Traum zerflatterte....

„Lou, Du bist gut," sagte sie in bebend weichem Tone, immer noch das Köpfchen wiegend, „Du hast ein gutes Herz, Lou. Ja, wirklich ein Herz.... wir andern aber.... nein, alles andre haben wir, nur kein Herz!"

Und ein heftig verneinendes Schütteln des Kopfes.

Plötzlich fuhr sie auf, hob das Haupt empor und schlug die Hände gegen das Gesicht. Dann, mit den gekrümmten Fingern in den Stirnhaaren, die Handballen in die Augen gepreßt, rief sie laut und schrillend: „Ach, wie häßlich, wie erbärmlich, wie schal ist das alles! Puppen sind wir, nichts als elende Puppen! Daß man wieder ein Mensch sein dürfte, ach, weiter nichts! Daß man wieder ein Mensch sein dürfte!"

Ein stürmisches Schluchzen erschütterte ihre Gestalt, ihre Hände tasteten nach einem Halt.

Da geschah es, das Seltsame, das Unbegreifliche.

Hingesunken lag sie an seiner Brust, die Arme fest anklammernd um seinen Nacken; und wie ein leidenschaftliches Aufwallen klangen ihre Worte durch das Schluchzen: „Lou, ich weiß, Du wirst mich verachten.... heute vielleicht noch nicht.... aber morgen wirst Du's.... es wird kommen.... Du mußt mich dennoch verachten.... selbst mit Deinem Herzen mußt Du's! Aber ich kann nicht anders — kann, kann, kann nicht anders! Die ganze Komödie um uns ist stärker! Ah, ich kann nicht anders, verzeih Du mir!"

Wie von einem ungeheuren Schreck an allen Gliedern gelähmt, stand er, und sein bebendes Staunen lauschte auf das Wirrsal ihrer Worte.

Und horch! wie das Aufleuchten eines Blitzes in der Nachtschwüle, so fluthete die Helle eines Wortes über sein Herz dahin.

Horch: „Lou, ich hätte Dich lieben können — — ich könnte Dich lieben, einen wie Dich — Dich selbst.... ja, Dich könnte ich lieben...."

„Ach, ihre Stimme, ihre süße Stimme!

„Lieben".... O, das eine Wort, das kannte er, das verstand er! Sie hatte es ihn ja vor allen andern Worten gelehrt.

Diesmal, ja diesmal wagte er sie zu berühren. Nur dies eine Mal! Nur diese winzigen wenigen Sekunden menschlicher Glückseligkeit....

Umfangen, fest umschlossen hielt er sie mit seinen Armen. Gewaltsam, im fieberisch ausbrechenden Sturm preßte er ihre zitternde Gestalt an die seine, fast wie in einer vorahnenden Verzweiflung, daß es nur dies eine Mal geschehen sollte.

Es war, als zerbräche ihr zarter Körper unter dem eisernen Zwang seiner Leidenschaft. Und seine bebenden Lippen stammelten in das Gewirr ihrer Haare hinein — so fremdartige unverständliche Laute waren es — so fieberisch wild klangen diese Worte — so glühend wehte sein Odem....

Plötzlich, mit einem gellen Angstschrei entrang sie sich seinen Armen. Und fort flog sie. —

War denn das alles geschehen? War denn das ein Traum? Nein, noch stürmte seine Brust mit zersprengender Gewalt, noch stammelten seine Lippen in der Sprache seiner Heimath.

Wie in einem Bann erstarrt hielt er immer noch auf der Stelle. Als er sich endlich zu ein paar Schritten losmachen wollte aus diesem Bann, da glaubte er hinzustürzen, so wankte er.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Sklavenmarkt.

Es war ein so gewaltiges Wogen und Wimmeln droben in dem Sternenmeer — diese Pariser Sterne bebten und wankten so sehr, sie hielten nicht stet auf ihrem Platze, es war kein Verlaß auf sie — in Lous Heimath standen sie angenietet am schwarzen Himmel wie die goldenen Nägel, an deren jeden man seine Treue und seinen Glauben und seine Liebe hängen durfte.

Als Lou am Abend durch die Straßen von Paris dahintaumelte, da schrillte immer wieder durch den Glücksturm, der seine Sinne umbrandete, das Echo ihrer Worte: „Pariser Treue — Pariser Liebe."

Ach, daß er sein Herz mit den leiblichen Händen umklammern dürfte, damit es ihm nicht zerspränge — heute nicht in der unfaßbaren Seligkeit, morgen nicht unter der Wucht des unfaßbaren Wehs, mit dem die Pariser Liebe es schlagen könnte!

Mira zeigte von diesem Tage an eine seltsame Scheu vor Lou und sie vermied es, mit ihm allein zu sein; zu Tische waren stets Gäste geladen. Es war eine Scham, daß sie einen innersten Winkel ihrer Brust vor Lou bloßgelegt — es war eine Angst, daß er jenen Taumel, jenen Anfall, jenen unbegreiflichen Fieberschauer ihres Herzens als Ernst nehmen könnte: der gute Junge wäre es wahrhaftig im Stande!

Nun ließ sie das ganze Sprühwerk ihrer Launen los, gegen ihre Verehrer, gegen ihre Bedienung, gegen Lou selbst. Zuweilen schien sie ihre Großmuth zu bereuen, und sie forderte von Lou allerlei, was ihn allmählich wieder auf die Stufe der Dienenden herabdrücken sollte. Selbst in Gegenwart der Gäste geschah das nun.

Und Lou that nach ihrem Winke und Befehl. „Lou nix Herr — Lou Diener fein!" — Es war wie eine Erlösung von dem fast unerträglichen Zwange des Herrenspielens. Er wollte sich ja gern erniedrigen — sich wieder zu der winzigen Rolle zusammenducken, die ihm als dem Dunkelgefärbten in der großen Menschenfamilie zukäme.

Wenn sie ihn nur in ihrer Nähe duldete! Wenn er seine rührende Liebe ganz in der Stille glimmen und glühen lassen durfte! Von den wenigen Minuten der Seligkeit, die sie ihm wie ein Almosen vor die Füße geworfen, wollte er ja zehren und zehren, solange es eine Zeit für ihn gäbe....

Nur zuweilen kam eine Thorheit über ihn, und da hatte er Mühe, daß er nicht mit einer Eifersucht herausbrach. Cabrera steckte hinter ihren Launen. Es ging etwas Ernstliches zwischen ihr und dem Grafen vor. Auf den Boulevards schwirrte das Gerücht wie mit gaukelnden Schmetterlingen umher: Graf Cabrera wäre also doch im Stande, dies Feuerwerk von einer Mira zu heirathen — nun, und sie würde seine wirklich vorhandenen Schlösser in Spanien und seinen glänzenden Namen gewiß nicht verschmähen....

Wenn ihr eine Andeutung zu Ohren kam, so lachte sie hellauf in ihrer Art, die sich mit ein paar wohlklingenden Lachtönen jeder Verlegenheit zu entschlagen wußte. „Warum nicht?" gab sie mit einer schnippisch wegwerfenden Miene zu. „Gräfin Cabrera — ja, meine Herren, klingt das denn so, als ob man's abweisen müßte, wenn es einer auf einem Präsentirteller offerirt würde? Gräfin Cabrera y Calabranca — famos klingt das — als wenn man die grandiose Brokatschleppe der regierenden Gräfin rauschen hörte!"

Ah, der Durst, der Durst war zu groß.... Sie würde ihm nicht widerstehen!—

Fla-Fla war zum dreihundertsten Male gegeben worden und in den Salons der Diva wurde das Ereigniß gefeiert. Umgeben von ihren Enthusiasten und Huldigern saß die goldene Mira, strahlend in dem Glanze ihrer bizarren Erscheinung. Es war, als ginge die Helle, die den gedeckten Tisch überfluthete, von ihrer Gestalt aus und als entfachte an ihren Blicken all das Funkeln des Krystalls, all der gleitende Schein des Silbers, all dies Lachen und Lächeln der Gesichter. Die völlig entfesselte Fülle ihres wunderbaren Haares wallte schwer über den blendenden Schnee ihres marmorfesten Halses; wie im intensiven Lapislazuli leuchteten ihre Augen, und von ihren Lippen glühte es im dunkeln Granatroth. So mochte sie Lou mehr denn je als ein gottähnliches, über allem Menschlichen erhabenes Idol erscheinen; seine Augen sogen sich fast trunken an ihrem Anblick.

Sie hatte heute zur Feier des Abends eine Besonderheit für Lou ersonnen: er sollte in dem malerischen Kostüm seiner Heimath unter den Gästen erscheinen. Die Auswahl und die Zusammenstellung dieses Kostüms hatte sie sich nicht geringe Mühe kosten lassen.

„Es wird ihn tausendmal besser kleiden, als die Sträflingsröcke unsrer Beaux!" sagte sie.

Es war schon spät in der Nacht, der Champagner und der Enthusiasmus hatten alle Launen gelöst. Zufällig, in das furrende, brausende Geräusch der Unterhaltung und mitten hinein in das aufwirbelnde Gelächter fiel ein ernstes Wort: es wurde der Ueberschwemmten an der unteren Rhone gedacht, welches Elend dort herrschte, wie wenig bisher für die Obdachlosen geschehen. „Wie wäre es, meine Herrschaften, wenn wir eine Auktion veranstalteten!" brachte einer auf.

Das fand sofort allgemeine Zustimmung, flugs wurde der Einfall ins Werk gesetzt. Kein andrer als der dicke Herzog von Müffy mit seiner fetten Gourmetstimme sollte den Auktionator spielen; er dürfte sitzen bleiben, wenn es ihm zu beschwerlich fiele.

„Bon! Aber einen Hammer! Wir müssen natürlich einen Hammer haben, es muß alles nach der Ordnung geschehen!" rief der Herzog sehr laut, um seinen Ton zu prüfen; sein strotzendes Gesicht prustete in einer karikirten Wichtigkeit.

Der schöne Fronsacques kam bereits mit einem Hammer. Aus dem Boudoir der Sängerin hatte er eine allerliebste goldgestickte Babusche geholt, diese sollte als Hammer dienen.

„Vorzüglich! Ausgezeichnet!" rief es von allen Seiten.

Ein alter Herr, in dessen zugespitztem Gesichte sich die Nase mit dem Kinn berührte, konnte sich nicht satt sehen an dem hübschen Pantöffelchen. Mit einem lüstern blinzelnden Lächeln drehte er es hin und her in der leise zitternden Hand, und klipp-klipp! ließ er es mehreremals auf den Tisch fallen; seine erloschenen Aeuglein schienen aufzuleuchten bei dem Klange.

Zuerst kamen nur Kleinigkeiten zur Versteigerung. Man plünderte den Berg von Blumenbouquets, der sich vor dem Platz der Diva aufthürmte. Dann nahm man ihr kostbares Spitzentaschentuch, das neben ihr auf dem Tische lag, jedoch schnitt man es in Stücke, damit es einen höheren Betrag erzielte. Die Stücke gingen reißend ab, wie die Ordensbänder steckte man sie in die Knopflöcher. Dann fing man an, ihre Robe zu plündern, die Perlenbehänge, die Bänder, die Spitzen zu beschneiden, und im Uebermuthe machte man sich gar an den Stoff selbst.

Mira rief lachend: „Holla — am Ende spielt ihr mir die Kammerzofe doch zu natürlich! Hands off!,' Und sie schlug einem der Kühnsten tüchtig mit dem Fächer auf die Finger. „Aber nun müssen die Herren daran! Ich biete dreißig Francs für den linken Fradschoß des Herrn von Fronsacques!"

Es half nichts, der eitle Fronsacques mußte es sich gefallen lassen, daß man die Scheere ansetzte und seinen Frack um die verlangte Hälfte verkleinerte.

„Eine Barbarei!" murmelte er, ließ sich seinen Paletot bringen und that sehr entrüstet, zum Ergötzen der andern.

Die Preise gingen in die Höhe, als die Champagnerschale, aus der die Diva den Abend über getrunken, unter die Babusche kam. Sie ward zu hunderttunddreißig Francs losgeschlagen.

„Heda, die Babusche da!" rief der kleine quecksilberne Herr de Servi vom Ende des Tisches. „Holt doch die Schwester!"

Nachdem man die Schwesterbabusche aus dem Boudoir herbeigeholt, ging die erstere für vierhundertundfünfzig Frcs. fort. Der alte Herr hatte sie richtig ersteigert, und er war ganz glücklich darüber. Er hatte sie nun vor sich auf dem Tische stehen und bewachte sie in fast kindischer Aengstlichkeit mit den Blicken, daß ihm die Kostbarkeit nicht entwendet würde.

„Das Haar der Diva — hundert Francs ein winziges Büschel!" bot de Servi.

„Lou, bitte, eine Scheere her!" rief Mira. „Aber Baron Wisby soll schneiden, niemand anders!"

Sie war gewiß, daß der schüchterne, mädchenhafte Wisby nicht zuviel schneiden würde. Auch war sie ihm die kleine Genugthuung für die stille, seufzerreiche Art seiner Verehrung schuldig.

Es war köstlich anzusehen, wie Wisby nun mit der vergoldeten Scheere in Miras wundervollen Haaren herumschnipselte, zaghaft, sehr vorsichtig, dabei immer tiefer erröthend, so daß die andern kicherten und lachten.

"Go on! Go on!" rief eine lallende Stimme.

Es war, als hauchte ihm aus dieser lebenden Seide, in der ihm zu wühlen vergönnt war, ein zauberischer Odem entgegen, der seine Sinne berauschen wollte, und er hatte Mühe, das Zittern seiner Finger nicht merken zu lassen.

Die kleinen Locken gingen reißend ab, eine größere, die Wisby wohl nur aus Versehen so groß gerathen war, denn er erschrack heftig darüber, erreichte eintausendeinhundert Francs.

„Genug!" rief Mira, als diese an den glücklichen Käufer verabreicht wurde.

„Aha, sie befürchtet eine zu starke Lichtung...." Von verschiedenen Seiten fielen neckische Bemerkungen, daß es mit ihrem scheinbaren Haarreichthum doch wohl nicht so weit her sein müßte.

Das stachelte ihre Eitelkeit. Und das Köpfchen tüchtig schüttelnnd, daß die Haare wie die Schlangen herumflogen, rief sie: „Wisby, bitte, mein Lieber, schneiden Sie tüchtig, schneiden Sie herzhaft, schneiden Sie, so viel Sie wollen, hören Sie!"

Da faßte sich Wisby Muth und schnitt eine dichte, glänzende Prachtlocke heraus. Sie begeisterte ihn so, daß er aus sich herausging und mit seinem Gebot zuletzt über die andern obsiegte. Er erhielt die Locke für viertausendreihundert Francs. Es ward ein Hallo.

„Er wird einen Altar errichten für die Locke!" hieß es.

Nun bat man Mira, sie möchte eines ihrer egyptischen Lieder singen: „Meine Mutter hat mir die Datteln gegessen," oder ein andres.

„Sehr gern, für einen Louisdor Honorar pro Person will ich's singen," erklärte sie, ganz in dem geschäftsmäßigen Ton, mit dem sie ihr Salär beim Theater zu fixiren pflegte.

Alles war einverstanden. „Monsieur Lou muß sammeln, da es aus seiner Heimath ist," meinte de Servi. „Monsieur Lou sammeln!" ging der Chor.

Man gab Lou die Babusche, und nachdem das Lied gesungen war, sammelte er unter dem Gellen der Bravos, dem Klirren der Gläser und dem Himmlisch! und Göttlich! der weinfrohen Zungen das Honorar ein.

Als er auf jener Seite des Tisches, gerade Mira gegenüber war, neigte sich das von einer nervösen Röthe belebte Gesicht des Grafen Cabrera zu Miras Schulter hin. Und mit den gespreizten Fingern der Rechten das nadelfeine Ende des Schnurrbartes ausziehend, sagte er in seiner überlegen hinwerfenden Art: „Wie wär's, wenn wir den da versteigerten?"

Mira zuckte auf: „Wen denn?"

Wen meinte er? Er hatte auch nicht mit der kleinsten Gebärde auf jemand gedeutet.

„Nun, Monsieur Lou aus Kairo? Was meinen Sie, Mira?"

Das kam ganz trocken heraus, als handelte es sich um irgend einen Gegenstand auf der Tafel.

„Cabrera, sind Sie toll?" brauste sie auf. „Haben Sie zu viel getrunken? Welche Idee! Sind wir denn in der Türkei?"

Sie war so überrascht, daß sie für ihre volle Entrüstung nicht die hinreichenden Worte fand.

„Man würde einen tüchtigen Batzen erzielen," sagte Cabrera sehr ruhig, ohne sich durch den Sturm ihrer Worte stören zu lassen.

„Das verbitte ich mir!" zischelte Mira. „Dergleichen Zumuthungen verbitte ich mir! Lou ist mein Freund, er hat den allerersten Anspruch auf mein Gastrecht. Was fällt Ihnen ein, Cabrera — treiben Sie doch mit andern Ihre Scherze!"

Und mit einem fast verächtlichen Emporwerfen der prächtigen Schultern wendete sie sich ab.

Aber Graf Cabrera versteifte sich auf seine Idee, und die gesteigerte Weinlaune ließ ihn bei den andern Unterstützung finden: wie pikant, ein Stück Sklavenmarkt mitten in Paris! Man würde doch die Herrenrolle dieses schwarzen Kerls, den Breteuilles seinerzeit für einen tüchtigen Haufen baaren Geldes erstanden, nicht ferner ernst nehmen wollen?

Mira wollte außer sich gerathen: „Seid ihr denn alle toll und verrückt!" Es war ihr voller Zorn.

Eine anzügliche Bemerkung über ihre Freundschaft mit Lou streifte ihr Ohr — da fuhr sie mit flammenden Augen auf, nach der Richtung hin, woher die Bemerkung gekommen.

„Wer? Was? Nein, ich lasse auch nicht von ihm!" rief sie im scharfschrillenden Ton.

Dann mit einer kühnen Schwungbewegung des Fächers die ganze Tafel umfassend, warf sie ihnen mit einer sprühenden Verachtung hin: „Er ist tausendmal mehr werth als ihr alle!"

„Sapristi!" lallte eine truntene Stimme.

„Was mag er denn gekostet haben?" näselte Fronsacques.

Man wollte die Idee schon fallen lassen, da man eine ernstliche Szene fürchtete. Es ward eine peinliche Pause.

Da sah man, wie Graf Cabrera sich abermals zu der Sängerin neigte und in anscheinend nachlässiger Weise über ihren ihm zugewendeten Nacken hinredete. Anfangs schien es, als wollte sie nichts hören, ja sie stellte absichtlich eine gleichgültige Frage über den Tisch hinüber, sein Geflüster laut durchschneidend.

Dann aber begann sie aufzuhorchen, immer lebhafter, immer begieriger — ihre Augen blinzelten, zuckten auf zu dem, was er sagte. Nun grub sie die Zähnchen fester und fester in die Unterlippe, die feinen Flügel ihres Näschens geriethen in vibrirende Bewegung, und ein wachsendes Roth flog über Stirn und Hals; der Ausdruck einer ihr sonst nicht eigenthümlichen Verlegenheit spielte um ihr Antlitz.

Plötzlich wendete sie sich herum. Mit einem fast feindlichen Blicke maß sie den Sprecher. Und sie warf etwas hin, das scharf und spitz wie eine Beleidigung klang.

(Fortsetzung folgt.)

— Boshaft. — Poet: „Da ist ja jetzt ein unverbrennbares Papier erfunden worden." — Freund: „Das wäre ja was für Deine Gedichte."

Für die Küche.

Kartoffelsuppe mit Käse. Ein Stückchen frische Butter wird leicht gerührt, zwei Löffel geriebenen Parmesankäse, ein Löffel Mehl, zwei Tassen geriebene Kartoffeln und so viel Milch, daß es einen dickflüssigen Teig giebt. Diesen verdünnt man mit siedender Fleischbrühe zu einer sämigen Suppe, die man fünfzehn bis zwanzig Minuten langsam kochen läßt. Vor dem Anrichten treibt man die Suppe durch ein Sieb, würzt nach Geschmack und giebt geröstete Semmelwürfelchen dazu.

Geflügelklößchen. Das Brustfleisch eines älteren Huhnes wird von Haut und Bein gelöst, in einem Mörser gestoßen, ein Weißbrot, welches zuvor in Milch eingeweicht war, nebst 1½ Unze frischer Butter mit dem nöthigen Salz, Muskatnuß und dem Gelben von Eiern, einem Löffel voll süßen Rahm zehn Minuten lang recht fein gerieben, kleine Klößchen gemacht und fünf Minuten vor dem Anrichten in etwas Fleischbrühe langsam gekocht.

Nierenschnitten. Zwei bis drei Kalbsnieren dämpft man in Butter ziemlich weich. Nun wiegt man sie fein mit einigen Schalotten, Petersilie und schwitzt das Gewiegte in Butter leicht ab. Nachdem man gewürzt und etwas Citronensaft sowie eine Messerspitze Fleischextract dazu gemengt hat, streicht man die dickliche Masse auf Weißbrotschnitten, bestreut mit Parmesankäse und geriebener Semmel und beträufelt zuletzt mit zerlassener Butter. So zubereitet bäckt man die Schnitten auf einem Blech goldgelb im Ofen. Sie bieten eine gute Zwischenspeise.

Nieren mit Reis. Von fünf schönen Kalbsnieren entfernt man möglichst das Fett, schneidet sie in feine Scheiben und bestreut sie mit Salz und Pfeffer. Man läßt 2 Unzen Butter sich gelbbraun färben, thut die Nierenscheiben hinein, bestreut sie mit gehackter Petersilie, Schnittlauch und Champignons und läßt sie eine kurze Weile in der Butter, daß sie nur gar und steif werden. Dann gießt man den größten Theil des Fettes ab, stäubt Mehl über die Nieren, giebt 80 Gran Fleischextrakt daran, fügt ein Glas Weißwein und einen halben Theelöffel Mostrich dazu und schwenkt sie hiermit, bis eine schöne Sauce entstanden ist. Kochen dürfen die Nieren nicht, auch nicht nach ihrer Bereitung stehen. Man muß deshalb den Reis schon früher bereiten. Man schüttet ein halbes Pfund Reis in ein Viertel Pfund zerlassene Butter, rührt ihn darin, bis er sich gelb färbt, gießt 1½ Pint gute Fleischbrühe über den Reis, fügt Salz und eine Zwiebel zu und dämpft ihn 20 Minuten. In dieser